



Leseprobe

Birgid Hanke

Helena Rubinstein und das Geheimnis der Schönheit Roman

»Eine faszinierende Biografie einer ungewöhnlichen Frau, auch wenn diese nicht unbedingt sympathisch erscheint. Absolut lesenswert.« *Mainhattan Kurier*

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 14. März 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Birgid Hanke

Helena Rubinstein
und das Geheimnis
der Schönheit

Roman

GOLDMANN

*Für meine Mutter Rosemarie Charlotte Elisabeth,
genannt Rosie.*

New York, 31. März 1965

Es klopfte an der Tür. Dreimal, laut und vernehmlich. Tock, tock, tock.

»Komm ruhig herein, Mala!«, rief Helena, ohne den Blick von dem vor ihr liegenden Firmenjournal zu heben.

Das konnte nur ihre Nichte sein, die sich mit dem vereinbarten Zeichen ankündigte. Dreimal Klopfen für die drei Silben ihres Namens. He-le-na. Kein Mensch außer Mala genoss das Privileg, so bei ihr vorzusprechen. Noch nicht einmal Patrick, ergebenere Adlatus, Gesellschafter, geduldiger Zuhörer, ja fast so etwas wie ein Seelenfreund seit Jahr und Tag. Getreulich hatte dieser junge Ire »Madame« durch die vielen Höhen und Tiefen des vergangenen Jahrzehnts begleitet. Und das Schicksal hatte ihr einiges abverlangt.

»Nun komm schon, Mala!«, wiederholte Helena ungeduldig und legte den Stift, mit dem sie gerade die Buchungen des Tages kontrollierte, beiseite.

Abends um acht war Geschäftsschluss ihrer New Yorker Niederlassung. Schon am nächsten Morgen, exakt um acht Uhr Ortszeit, hatten ihr die aktuellen Umsatzzahlen vorzuliegen – nicht nur die der hiesigen Salons, sondern die des gesamten Konzerns. In der Buchhaltung im Erdgeschoss der Firmenzentrale tickerten die Fernschreiber unablässig.

Auf Endlospapier spuckten sie die jeweiligen Tagesergebnisse aus, die von beflissenen Buchhaltern rasch ausgewertet, in ein großes Journal übertragen und der Unternehmerin vorgelegt wurden. Pünktlich! Wenn nicht, wurde sie fuchtig.

Und »Madame« konnte sehr fuchtig werden. Das wussten alle ihre Mitarbeiter, von den leitenden Direktoren ihres Konzerns über die wissenschaftlichen Mitarbeiter in den Labors und die Kosmetikerinnen der in der ganzen Welt verstreuten Schönheitssalons bis hinunter zu den Lehrmädchen. Alle zitterten vor ihr, einschließlich ihrer eigenen Söhne, ja aller Familienmitglieder, die Helena im Lauf der Jahrzehnte als gehorsame Arbeitstiere in ihr unablässig wachsendes Weltunternehmen eingegliedert hatte.

Nein, nicht alle. Ihre beiden Ehemänner bildeten die große Ausnahme ...

Zeit ihres Lebens war es Helena nicht gelungen, ihre Neigung zum Zetern und Schimpfen zu unterdrücken. Nun ja, wie hätte sie, damals selbst noch ein Kind, ihre sieben jüngeren Schwestern denn sonst zähmen und zügeln sollen, wenn nicht mit lautstarker Stimme?

Doch wenn sie diesen Tonfall als junge Ehefrau gegenüber Edward angeschlagen hatte, war dieser schlagartig verstummt. Selten einmal ließ er sich – zumindest in den ersten glücklichen Jahren ihrer Ehe – zu einer scharfen Replik ihrer Vorhaltungen herab. Stattdessen schaute er sie nur mit großen, wissenden Augen an und verließ schweigend den Raum. Das hatte sich aber später geändert.

Und Archil? Ehemann Nummer zwei? Der georgische

Prinz hatte seine tobende Gattin einfach in seine Arme gezogen und ihre Tiraden unbekümmert weggelacht. Stets war es ihm gelungen, Helena zu besänftigen, meist mit einem Glas Champagner und dem Vorschlag, zur Entspannung doch lieber eine Partie Bridge zu spielen und für eine Weile nicht ans Geschäftliche zu denken. Ja, »Helena« hatte er zu ihr gesagt, manchmal auch »Printsessa«, aber niemals »Madame«.

Helena seufzte bei der Erinnerung an ihn.

»Was ist mit dir, was hast du?«, erkundigte sich Mala besorgt und trat endlich ein. Behutsam zog sie die Bürotür hinter sich ins Schloss.

»Nun ist er schon zehn Jahre tot, mein Archil«, erwiderte Helena traurig. »Gerade mal sechzig Jahre alt ist er geworden. Ich habe ihn schon so lange überlebt.«

»Du wirst uns alle überleben«, behauptete Mala. »Kein Mensch würde glauben, dass du weit über neunzig bist. Was für ein rauschendes Fest wird dein hundertster Geburtstag erst einmal werden.«

»Mala, ich bitte dich! Ich bin nicht weit über neunzig, sondern ...«, widersprach Helena aufgebracht. Was ihr tatsächliches Alter anbelangte, reagierte sie sehr empfindlich.

Mala wusste das und machte sich gerne einen Spaß daraus, ihre geliebte Tante, der sie so viel verdankte, ein wenig damit aufzuziehen.

»Ach, Tantchen«, entgegnete sie jetzt nachsichtig. »*Wos sol nischt sajn, mir zwej wejsn beser.*«

Beim Klang der Sprache ihrer Kindheit versiegte Helenas aufsteigender Zorn. »Dann sag schon, was du willst«, for-

derte sie ihre Nichte auf. »Sog wos du mejnst«, bekräftigte sie auf Jiddisch.

Mala griff nach einem Stuhl, zog ihn an Helenas Schreibtisch heran, legte eine schwarze Ledermappe vor sie und nahm Platz.

»Ich wollte unsere nächsten Geschäftsreisen mit dir besprechen. Der harte New Yorker Winter liegt hinter uns, und das Frühjahr steht vor der Tür. Es wird wohl kaum noch weitere Schneestürme und Blizzards geben. Also Zeit, uns wieder einmal auf Tournee zu begeben.«

»Tournee ist gut«, entgegnete Helena. »Ich bin doch keine Künstlerin!«

»Das sehe ich anders.«

»Ich habe niemals gesungen, bin weder Violinistin noch Pianistin, weder Malerin noch Schauspielerin, aber ich liebe die Kunst, das ist wahr. Ja, der Kunst gehört meine ganze Liebe.«

»Und gleich an zweiter Stelle kommt dein Geschäft«, stellte Mala lächelnd fest.

Nachdenklich schaute Helena ihre Nichte an. Was für eine schöne Frau sie doch war ... wie eigentlich alle Frauen der Familien Rubinstein und Silberfeld, außer ihr selbst. Was sie anbetraf, war der liebe Gott bei der Vergabe der natürlichen Schönheit nicht sonderlich großzügig gewesen. Doch sie hatte schon als junges Mädchen, während ihrer Zeit in Wien, Mittel und Wege gefunden, ihre äußeren Vorzüge zu betonen, sie so geschickt herauszustreichen, dass man darüber das weniger Vorteilhafte gar nicht mehr wahrnahm, bis ins hohe Alter nicht. Von Jugend an hatte

sie alle von ihr entdeckten Tricks angewandt und alle Möglichkeiten zur Verschönerung ausgeschöpft, die sie später systematisch in die Entwicklung und Vermarktung ihrer kosmetischen Produkte einfließen ließ. Ein Geschenk der Natur war jedoch, dass sie bis heute wesentlich jünger aussah, als sie tatsächlich war.

Helena straffte die Schultern und streckte das Kinn vor. In ihrem Alter hatte sie es wirklich nicht mehr nötig, sich wie ein hässliches Entlein zu fühlen. Die vielen Porträts, die namhafte Künstlerinnen und Künstler in den vergangenen Jahrzehnten von ihr angefertigt hatten, sprachen eine deutliche Sprache.

»Du magst zwar keine schöpferische Künstlerin sein, aber du hast dennoch etwas geschaffen«, griff Mala ihren Gedanken wieder auf. »Du lebst für dein Unternehmen, und du liebst die schönen Künste.«

»Ja, da magst du recht haben. Ich bin mittlerweile mit der Firma verheiratet, und die Kunst ist meine Geliebte«, stimmte Helena ihr zu.

Mala lachte. »Das ist ein passender Vergleich. Dann lass uns jetzt erst einmal die unvermeidlichen Pflichten erledigen, ehe du dich deiner Geliebten widmen kannst. Hast du denn schon wieder neue Kunstwerke im Auge?«

»Erst die Pflicht!«, mahnte Helena.

Einträchtig beugten Tante und Nichte ihre Köpfe über die verschiedenen Reiserouten, die Mala gemeinsam mit der hauseigenen PR-Abteilung ausgearbeitet hatte. Seit Jahren schon besuchten sie zu zweit die vielen auf der ganzen Welt verteilten Schönheitssalons des Helena-Rubin-

stein-Konzerns, stellten den jeweiligen Mitarbeiterinnen die jüngst entwickelten Produkte vor, wiesen sie in die neuesten Techniken der Gesichts- und Körperpflege ein und unterhielten sich lange mit den Kundinnen. Das Ohr immer dicht an der Kundschaft – das war für Helena von Anfang an unverzichtbar gewesen, konnte sie doch nur durch den direkten Kontakt zu den Damen erfahren, welche Bedürfnisse sie hatten. Seit mehr als sechzig Jahren versprach Helena Rubinstein ihren nach Schönheit und ewiger Jugend dürstenden Kundinnen, ihnen diese Wünsche zu erfüllen – und noch ein bisschen mehr. Ihre Kundinnen glaubten ihr.

»Bleiben wir hier, in den Staaten? Oder magst du vielleicht mal wieder zum Ursprung zurückfliegen? Nach Australien?«, erkundigte sich Mala. Sie schaute ihre Tante erwartungsvoll an, während sie die vor ihnen liegenden Unterlagen glättete. »Welche Route soll ich buchen?«

»Ursprung«, wiederholte Helena nachdenklich. »Der Ursprung lag nicht in Australien. Das war der Anfang, sicher. Aber der Ursprung, der lag ganz woanders ...«

KAPITEL 1

Krakau 1892

Mit klagendem Ton brach das Signal des Turmbläusers an gewohnter Stelle ab. Chaja zuckte zusammen. Verstohlen duckte sie sich noch etwas tiefer hinter die Schultern ihres Kommilitonen und schob den Schirm ihrer Studentenumütze weiter in die Stirn. Schon wieder so viel wertvolle Zeit vergangen?

Zu jeder vollen Stunde drang der tiefe Glockenklang von der gegenüber der Universität stehenden Marienkirche durch die schmalen Fenster des Audimax herein. Jedes Mal schloss sich unmittelbar das helle Warnsignal der Trompete an, das mittendrin abrupt abbrach. Chaja vermeinte, den Schmerz des Tatarenpfeils direkt neben ihrem eigenen Herzen zu spüren. Dabei war bereits ein halbes Jahrtausend vergangen, seit jener Pfeil den jungen Trompeter getötet hatte, der hoch oben vom Kirchturm aus die Torwächter Krakaus vor den aus allen vier Himmelsrichtungen heranstürmenden Tataren warnen wollte.

»Meine Herren, wir haben den Hejnał gerade alle vernommen. Vielleicht hören ihn auch manche von Ihnen gar

nicht mehr. Ich aber möchte diese alte Legende heute einmal bewusst aufgreifen, um über die verschiedenen Arten letaler Verletzungen im Brustbereich zu sprechen.« Professor Rudzinski nahm den Faden seiner durch den dröhnenden Glockenklang unterbrochenen Vorlesung wieder auf. »Waren es in früheren Jahrhunderten noch Pfeil und Bogen, die zum Tode tapferer Krieger führten, sind es mittlerweile die Schussverletzungen von Feuerwaffen, welche ...«

Die Studenten, die bislang in den Bänken des dunklen Vorlesungssaals vor sich hin gedämmert hatten, richteten sich interessiert auf. Das versprach spannender zu werden als das, was Professor Rudzinski zuvor über den menschlichen Blutkreislauf doziert hatte.

Sosehr auch sie dieses Thema interessierte, für Chaja war es an der Zeit, sich unbemerkt zurückzuziehen. Schließlich musste sie rechtzeitig zum Abendessen zu Hause sein.

Vorsichtig und widerwillig zugleich erhob sie sich von ihrem Sitzplatz in der letzten Reihe. Im Zwielicht des späten Nachmittags bekam niemand mit, wie sie auf Zehenspitzen zu der hohen Tür direkt hinter ihr schlich. Sie musste sich fast strecken, um die Klinke zu erreichen. Mit aller Kraft stieß sie einen der schweren Flügel auf und schlüpfte hinaus.

Nachdem sie die Tür sachte zugezogen hatte, atmete sie erleichtert auf. Wieder einmal war es ihr nicht nur gelungen, sich am frühen Nachmittag unbeobachtet in eine medizinische Vorlesung der altehrwürdigen Jagiellonen-Universität zu schummeln, sondern auch, sich Stunden später genauso unbemerkt wieder hinauszuschleichen.

Niemand wusste davon.

Nun ja, fast niemand! Denn Chaja hatte einen Komplizen: ihren alten Spielkameraden David, der ihr, so gut er konnte, bei diesen Manövern geholfen hatte, bis er nach Wien gezogen war. Von ihm stammte auch die Studentenumütze, unter der sie ihr volles dunkles Haar, zu einem Knoten gebündelt, versteckte.

In ihrer frühen Kindheit hatten Chaja und David nebeneinander in einer der engen Gassen des Kazimierz gelebt – in unmittelbarer Nähe zueinander, aber unter völlig verschiedenen Bedingungen.

Als die älteste von später einmal acht Schwestern war Chaja schon als Vierjährige erbarmungslos in die familiäre Pflicht genommen worden. Zuerst hatte sie Paulina füttern, wickeln und durch die Gegend schleppen müssen. Ihr war Regina gefolgt, danach Rosa. An fünfter Stelle hatte sich Stella in die Reihe der Schwesternschar gesellt. Da war Regina schon alt genug gewesen, ihrerseits die Aufsicht über die ganz Kleinen – Ceska, Manka und Erna – zu übernehmen, während der Vater Chaja zum Kochen in die Küche beordert oder ihre Mithilfe im Laden verlangt hatte. Es herrschte ein harscher Ton im Hause Rubinstein. Chajas Kindheit war ausschließlich von Arbeit, Pflichten und Verantwortung bestimmt.

Eine Ahnung davon, dass es auch ein anderes Leben geben musste, hatte sie erstmals als Zehnjährige bekommen, als es ihr gelang, einen Blick durch die Fenster der Nachbarn zu werfen. In deren Haus gab es bereits elektrisches Licht. Manchmal vergaßen sie, die dunklen, schweren

Samtvorhänge zuzuziehen. An solchen Abenden bot sich dem kleinen Mädchen von nebenan ein faszinierender Blick auf Bücherregale, große Gemälde an den Wänden, einen riesigen Kronleuchter, offenes Feuer im Kamin und zwei wuchtige Sessel davor. Darin saßen Herr und Frau Steuermann, unterhielten sich miteinander oder widmeten sich ihrer Lektüre. Während er meist hinter einer riesigen Zeitung verschwand, blätterte sie entspannt in einem Buch, ließ es auch ab und an im Schoß ruhen und blickte versunken in die Flammen.

Einmal konnte Chaja nicht widerstehen. Aus dem Lager der väterlichen Eisenhandlung stibitzte sie einen stabilen Metalleimer, um ihn direkt unter das Fenstersims der Nachbarn zu stellen, daraufzusteigen und ihre Nase an die kalte Scheibe zu pressen. So bot sich ihr eine noch viel bessere Sicht in das Innere des Raumes!

An dessen Stirnseite entdeckte sie eine riesige, frisch eingedeckte Tafel. Das Dienstmädchen rückte gerade die dazugehörigen Stühle mit den hohen Rückenlehnen zurecht, zupfte noch einmal an den Damastservietten und schob das silberne Besteck neben dem glänzenden Geschirr parallel nebeneinander.

In diesem Moment betrat Frau Steuermann den Raum. Sie trug eine festliche Robe aus dunkelgrünem Moiré, die einen wirkungsvollen Kontrast zu den blonden Haaren ihrer eleganten hochgesteckten Frisur bildete.

Was für eine wunderschöne Frau! So ganz anders als ihre verhärmte Mutter, die Chaja nur leidend, zumeist leise jammernd im Bett liegend kannte.

War das aber verwunderlich? Eigentlich befand sie sich, seit Chaja denken konnte, ununterbrochen im Wochenbett. Zurzeit war es wieder einmal ganz schlimm mit ihr. Ein Wunder, dass sie nicht längst am Kindbettfieber gestorben war!

Insgesamt zwölf Kinder hatte Gitel zur Welt gebracht, doch keiner der vier Söhne überlebte. Jedes Mal wenn einer von ihnen gestorben war, legte sich die Trauer wie ein schwerer schwarzer Schleier über das ganze Haus. Dann versorgte Chaja ihre Mutter, die wochenlang das Bett nicht verließ. Schon als Fünfjährige war es ihr gelungen, die abgemagerte Mutter zum Essen zu zwingen. Ja, sie konnte sehr resolut sein, allerdings hätte sie niemals gewagt, gegenüber einer Dame wie ihrer Nachbarin einen solchen Ton anzuschlagen.

Mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen beobachtete Chaja, wie Frau Steuermann nach einer Schachtel auf dem Kaminsims griff, ihr ein langes Zündholz entnahm, es anriss und die Kerzen der drei silbernen Leuchter auf der Tafel entzündete. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie in ihrer ganzen Pracht erstrahlten und dem glänzenden Haar der Dame einen zusätzlichen Schimmer verliehen.

»Wie schön!«, hauchte Chaja.

Prompt beschlug die Fensterscheibe vor ihr. Hastig wollte sie den entstandenen Fleck mit dem Stoff ihres Ärmels wegwischen, doch dabei verlor sie das Gleichgewicht und plumpste auf die Erde. Der Eimer fiel um und rollte, laut scheppernd, davon.

»Aua!«, klagte sie leise.

Schon wurde über ihr das Fenster aufgerissen, und das rotbäckige Gesicht des Dienstmädchens kam zum Vorschein.

»Was machst du hier, verdammte Göre? Was hast du hier zu suchen? Mach, dass du wegkommst, du verdammtes Judenbalg!«, zeternte sie.

Chaja rieb sich das schmerzende Hinterteil und erhob sich mühsam. Auch wenn sie stand, befand sich die Fensterbank noch weit über ihr. Sie schaute nach oben. Neben dem Kopf des schimpfenden Dienstmädchens erschien nun das Gesicht der schönen Nachbarin.

»Lass gut sein, Euphrosina«, sagte Frau Steuermann begütigend, schob das zeternde Mädchen beiseite und beugte sich noch ein Stückchen weiter nach vorne. »Bist du nicht eine der vielen von nebenan?«, erkundigte sie sich lächelnd.

»Ja«, bestätigte Chaja kleinlaut.

»Welche denn? Es gibt ja so viele kleine Rubinsteine bei euch im Haus!«

»Chaja, die Älteste.«

»Richtig, jetzt erkenne ich dich. Du hast mich schon einmal in eurem Laden bedient. Und was machst du hier bei uns am Fenster?«

»Der Schein des Lichts hat mich angelockt«, gestand das Mädchen. »Da wollte ich einfach mehr sehen und bin auf einen Eimer gestiegen.«

»Und was hast du gesehen?«, erkundigte sich die Nachbarin amüsiert.

»Ein schönes Zimmer, bunte Bilder an der Wand, viele,

viele dicke Bücher, eine fein gedeckte Tafel und eine wunderschöne Frau«, entfuhr es Chaja.

Das Lächeln der Nachbarin vertiefte sich. »Kleine Schmeichlerin«, sagte sie nachsichtig. »Würdest du denn gerne einmal an so einer Tafel sitzen?«

»Oh ja!«

»Jetzt ist es leider nicht möglich, aber warte mal einen Moment.«

Sie drehte sich um und verschwand im Inneren des Raumes. Nur wenige Sekunden später kehrte sie zurück, beugte sich tief aus dem Fenster und streckte Chaja die rechte Hand entgegen.

»Hier, nimm das: eine kleine Wegzehrung für den langen Heimweg.« Sie drückte Chaja ein knuspriges, lauwarms Teilchen in die Hand. »Vorsicht, dass du sie nicht zerbrichst. Es ist eine frische Pirogge, eine Spezialität unserer Euphrosina. Lass sie dir schmecken.«

»Aber ich wohne doch gleich nebenan und habe keinen langen Heimweg«, protestierte Chaja. Dennoch umschloss sie die kleine, fettige Kostbarkeit vorsichtig mit all ihren Fingern. Einen solchen Schatz würde sie nicht mehr hergeben.

»Das weiß ich doch, Kindchen«, sagte Frau Steuermann lachend. »Das habe ich nicht ernst gemeint, das war Ironie.«

»*Ironie*? Dieses Wort habe ich noch nie gehört. Was ist das?«, fragte Chaja neugierig.

»Ich merke schon, du willst sehr viel wissen. Leider habe ich heute keine Zeit für dich, aber du kannst mich in den

nächsten Tagen gerne einmal besuchen. Komm einfach am späten Vormittag bei uns vorbei.«

»Das geht nicht, da stehe ich in der Küche und muss für die Familie kochen«, erklärte Chaja bedauernd.

»Dann am späten Nachmittag«, schlug die Nachbarin vor.

»Da muss ich schon wieder das Abendessen für uns alle vorbereiten. Wir sind immer zehn Personen, wenn nicht mehr, denn wir haben eine große Verwandtschaft, die oft ohne Anmeldung bei uns hereinschneit und nur zu gerne zum Essen bleibt.«

Chaja war ihr klagender Unterton in diesem Moment selbst ein bisschen peinlich, aber es war doch wirklich ein bisschen sehr viel, was da tagtäglich an Arbeit auf ihr lastete.

»Armes Kind! Nichtsdestotrotz, ich erkenne einen starken Willen in dir«, fuhr Frau Steuermann fort. »Wenn du wirklich kommen willst, wirst du auch die Zeit dafür und den Weg zu uns finden. Auf Wiedersehen, Chaja! Hoffentlich sehen wir uns bald!«

Mit einem Knall schloss sie das Fenster und zog den schweren Vorhang zu. Nicht der kleinste Lichtschimmer drang mehr durch den dunklen Stoff nach draußen.

Chaja tastete nach dem umgekippten Eimer, hob ihn auf und stahl sich hinüber auf das elterliche Grundstück. Es gelang ihr, ihn unbemerkt wieder im Lager zu verstauen und ins Haus zu schleichen. Bei der Vielzahl an Personen, die sich jeden Tag hier drängten, war ihre zeitweilige Abwesenheit gar nicht bemerkt worden.

Es wurde sowieso niemals ein großes Aufheben um sie gemacht, geschweige denn, dass sich jemand nach ihrem Befinden erkundigte. Chaja hatte lediglich zu funktionieren.

»Du weißt, Tochter, wenn das Essen nicht *pinktlech* steht auf dem Tisch, gibt es *grimzorn* mit mir«, pflegte der Vater zu sagen.

Häufig fiel er noch in das alte Jiddisch seiner Kindheit zurück, schließlich musste er es auch im Laden oft benutzen, wenn jüdische Kunden aus den umliegenden Landgemeinden bei ihm einkauften. Diese einfachen Menschen beherrschten weder Polnisch noch Russisch oder Deutsch, geschweige denn das Französisch der polnischen Aristokratie. Im Hause Rubinstein hingegen wurde sich mit einem lustigen Gemisch aus den in der Handelstadt Krakau gebräuchlichen Sprachen verständigt.

Nach dieser ersten denkwürdigen Begegnung gelangen Chaja tatsächlich immer wieder kleine Fluchten zu den Nachbarn, wo sie herzlich willkommen war. So lernte sie David, den fast gleichaltrigen Sohn des Hauses, kennen und freundete sich sogar mit ihm an.

Seine Mutter, eine feine, zurückhaltende Dame, erkannte Chajas unterdrückten Bildungshunger und gewährte ihr großzügig Zugang zu ihrer umfangreichen Bibliothek. Sie lieh ihr so manches Buch aus, das Chaja zu Hause unter dem Kopfkissen versteckte und in wenigen gestohlenen Minuten in der Wäschekammer oder im Lager der väterlichen Eisenwarenhandlung verschlang. Wenn sie es zurück-

brachte, stellte Davids Mutter es lächelnd wieder ins Regal zurück und fuhr mit dem Zeigefinger langsam über die mit goldenen Lettern geprägten Buchrücken auf der Suche nach der nächsten Lektüre für die Nachbarstochter.

Frau Steuermann hatte eine Schwäche für die kleine Chaja. Vielleicht, weil sie sich immer eine Tochter gewünscht und nur einen einzigen Sohn bekommen hatte. David war ihr Ein und Alles. Sie vergötterte und verwöhnte ihn nach Strich und Faden, aber eine Tochter fehlte ihr dennoch.

Umso strenger war Davids Vater, ein erfolgreicher Rechtsanwalt, der sich aus einem der Shtetl Galiziens hochgearbeitet hatte. Und noch weiter sollte es eines Tages sein Sohn bringen. Wenn schon nicht zum Offizier der österreichischen k. u. k. Armee, der kaiserlich-königlichen Landwehr, dann zumindest zum bedeutenden Juristen oder Mediziner. Selbstverständlich nicht hier in der Provinz, sondern im fernen Wien, der strahlenden Metropole der Habsburgermonarchie von Österreich-Ungarn.

David hatte die Bücher, die Chaja so gierig verschlang, fast alle schon gelesen. Wie oft gerieten sie in einen Disput, weil sie verschiedener Auffassung über das Gelesene waren.

Als Davids Vater einmal Zeuge solch einer hitzigen Debatte wurde, bat er die beiden Streithähne amüsiert in sein Büro.

»Was Temperament und Überzeugungskraft anbelangt, könntest du dir von dieser jungen Dame eine Scheibe abschneiden«, sagte er zu seinem Sohn.

Chaja straffte die Schultern und funkelte David immer

noch wütend an. Was hatte er eben auch für einen Unsinn über *Anna Karenina* erzählt!

»Und du, meine Liebe, solltest lernen, David ausreden zu lassen und dich ernsthaft mit seiner Argumentation auseinanderzusetzen ...«

»Aber, aber, aber ...«, fiel Chaja ihm ins Wort.

»Sic!«, protzte David mit seinen Lateinkenntnissen und grinste provozierend.

»Sei nicht so überheblich!«, fuhr ihn sein Vater an und wandte sich wieder Chaja zu. »Es ist wichtig, den Menschen zuzuhören. Zuhören zu können ist eine der Grundvoraussetzungen, wenn du es im Leben zu etwas bringen willst«, dozierte er mit erhobenem Zeigefinger. »Was hast du denn später einmal vor? Was willst du aus deinem Leben machen?«

Was für eine Frage! Niemand in der Familie Rubinstein wäre jemals auf den Gedanken gekommen, sie einer der zahlreichen Töchter zu stellen.

»Ein eigenes Leben? Das habe ich doch nicht. Was kann ich vorhaben? Lernen würde ich gerne etwas. Heiraten werde ich müssen«, erwiderte Chaja mutlos.

Über den Rand seines Zwickers hinweg nahm der Anwalt das junge Mädchen scharf ins Visier.

»Und das willst du auch?«, vergewisserte sich Davids Vater.

»Bleibt mir denn eine Wahl? Die Familie bestimmt, was ich zu tun habe.«

»Darüber müsstest du noch einmal nachdenken. Wenn du zu einem Ergebnis gekommen bist, sollten wir uns in

aller Ruhe miteinander unterhalten.« Er zog seine Taschenuhr hervor und warf einen Blick darauf. »Oh, schon gleich fünf Uhr«, stellte er überrascht fest und erhob sich.

»*Teatime*«, sagte David, der aufmerksam zugehört hatte, im feinsten britischen Englisch.

Neben Latein, Griechisch und Französisch – alles Sprachen, die auf dem Gymnasium unterrichtet wurden – lernte er neuerdings auch Englisch bei einem eigens für die kommenden Sommermonate engagierten Hauslehrer. Dass es sich bei Ian Sullivan um einen in der Wolle gefärbten Iren handelte, störte im östlichsten Zipfel der Habsburgermonarchie niemanden. Obwohl nicht gänzlich verpönt, wurde das heimische Jiddisch im Hause Steuermann nicht mehr gerne gehört, in der Küche jedoch nach wie vor gesprochen.

Ein feines Klingeln aus dem Damensalon kündigte den Fünfuhrtee an. Das war für Chaja das Signal, sich zu verabschieden, denn dieses im kleinsten Rahmen zweimal in der Woche zelebrierte Ritual gehörte ausschließlich der Familie Steuermann. Eine Ausnahme bildete neuerdings der Hauslehrer.

Die neuste Ausgabe von *Madame Bovary* unter den Arm geklemmt, verließ Chaja das Haus.

Zu dem angekündigten Gespräch sollte es zu Chajas großem Bedauern niemals kommen, denn der unaufhaltsame gesellschaftliche Aufstieg der Familie Steuermann brachte den unvermeidlichen Umzug in einen anderen Stadtteil mit sich. Wie so viele Familien, die es zu Wohlstand und An-

sehen gebracht hatten, zog es auch die Steuermanns hinaus aus den engen Gassen des jüdischen Viertels, hinein in den Grüngürtel rund um die Krakauer Altstadt, wo sich eine prächtige Villa an die andere reihte.

Die offizielle Anerkennung ihrer Bürgerrechte im Jahr 1865 hatte vielen jüdischen Kaufleuten, Viehhändlern und sogar einigen reichen Bauern diesen Aufstieg ermöglicht, doch die Familie Rubinstein war von dieser Entwicklung ausgeschlossen geblieben, sehr zum Unmut der mittlerweile siebzehnjährigen Chaja. Nachdem sie an diesem Vorfrühlingsabend das alte Universitätsgebäude verlassen hatte, überquerte sie den riesigen Marktplatz, um zu ebenjenem parkähnlichen Grüngürtel zu gelangen.

Da standen sie, die repräsentativen Bauten, die längst über elektrisches Licht verfügten, während sich die Rubinsteins immer noch mit Petroleumlampen begnügen mussten. Zahlreiche Fenster leuchteten im Dunkel des Abends und begleiteten Chajas Heimweg. Manche Eigentümer schienen ihre Vorhänge ganz bewusst nicht zu schließen, um Passanten so einen Blick ins Innere ihrer Häuser zu gewähren und ihren neuen Wohlstand zur Schau zu stellen.

»Ganz schön protzig!«, murkte Chaja, als sie den breiten, frisch gepflasterten Bürgersteig der Prachtstraße entlang hastete. Der Neid zwickte sie. Natürlich standen hier auch schon Straßenlaternen!

Nur wenige Gehminuten weiter sah alles ganz anders aus. Das jüdische Viertel lag im tiefen Dunkel. Bislang hatte es der Rat der Stadt Krakau noch nicht geschafft –

oder nicht für nötig befunden –, diesen Stadtteil mit Later-
nen zu versehen. Es gab hier auch keine befestigten Wege,
bloß eine Vielzahl enger und schlammiger Gassen, die von
einer einzigen gepflasterten Straße abgingen. Nur weil ihr
der Weg so vertraut war, gelang es Chaja, auf den rutschi-
gen Katzenköpfen nicht umzuknicken und hinzufallen.
Mit den hohen Absätzen ihrer kleinen Stiefeletten war das
ein echtes Kunststück.

Diese ledernen Stiefel waren ihr ganzer Stolz. Sicher, es
waren nur wenige Zentimeter, die sie durch sie an Größe
gewann, aber dennoch!

Mit dreizehn Jahren hatte Chaja aufgehört zu wachsen,
war einfach bei einem Meter siebenundvierzig stehen ge-
blieben. Alle ihre Schwestern wuchsen ihr über den Kopf.
Ja, sogar die jüngste, die kleine Erna, überragte sie mitt-
lerweile. Wie Chaja es hasste, zu ihren Mitmenschen auf-
schauen zu müssen! Und noch mehr, wenn ihre Schwes-
tern mit gutmütiger Nachsichtigkeit zu ihr herabsahen.

Also hatte sie eisern auf diese Stiefeletten gespart, die zu
Hause noch niemand zu Gesicht bekommen hatte. Der
Vater würde nur brüllen und ihr das Tragen dieser »Huren-
schuhe« verbieten, die Schwestern gackernd die Köpfe
zusammenstecken und sie auslachen. Deshalb versteckte
Chaja ihren Schatz in einem Schuppen des Hinterhofs.
Dort schlüpfte sie nach jedem ihrer heimlichen Ausflüge
wieder in ihre verhassten hölzernen Pantinen, ehe sie zu-
rück ins Haus schlurfte.

Heute schlich sie besonders langsam. Der Kartoffelauf-
lauf, den sie schon am Vormittag zubereitet hatte, musste

inzwischen im Herd gegart sein. Morgen sollte es Heringe geben.

Wann war eigentlich im Hause Rubinstein das letzte Mal Fleisch auf den Tisch gekommen? Chaja erinnerte sich nicht.

Sie war dieses ärmliche Leben so leid!

Wütend stieß sie die Hintertür auf und klapperte extra laut mit den klobigen Pantinen über die Steinplatten des eiskalten Flurs. Die anderen sollten sie ruhig hören. Wer würde heute alles wieder mit am Tisch sitzen? Da die Küche der einzige beheizte Raum des Hauses war, drängten sich hier immer alle zusammen.

Als Chaja die Tür öffnete, wandten die Anwesenden ihr kurz die Köpfe zu, ehe sie ihr lebhaftes Gespräch fortsetzten. Chajas Ankunft war kein Anlass, es zu unterbrechen, ihr gar Aufmerksamkeit zu zollen.

Rasch zählte sie durch. Neun Menschen saßen an diesem Abend um den Tisch, weniger als sonst. Es waren alles vertraute Gesichter, bis auf eine Ausnahme.

Auch dieses Gesicht war ihr nicht fremd. Obwohl die alte Frau nicht zur Familie gehörte, weilte sie oft genug im Hause Rubinstein, nicht zuletzt wegen Chaja – oder, besser gesagt, eigentlich wegen ihr, der ältesten Schwester. Ein Haus mit acht Töchtern war ein gefundenes Fressen für eine engagierte Heiratsvermittlerin. Kaum dass Chaja dreizehn Jahre alt gewesen war, hatte das »Schadchen« das erste Mal an die Tür des Hauses geklopft. Zu ihrem großen Ärger hatten die Eltern der alten buckligen Frau sofort Einlass gewährt: nicht zum ersten und auch nicht zum letzten Mal.

Chaja bemerkte den stechenden Blick, mit dem die alte Zwergin sie musterte. Dass sie das einzige Wesen weit und breit war, das kleiner war als Chaja, half auch nichts, sie konnte sie einfach nicht ausstehen.

Energisch riss sie die Herdklappe auf. Der brutzelnde Kartoffelauflauf roch verheißungsvoll.

»Kochen scheint sie zu können«, stellte die alte Kuppelerin wohlwollend fest.

Chaja übergang diese Bemerkung.

»Deck den Tisch!«, herrschte sie Paulina an. »Und du bringst heute der Mutter ihr Essen aufs Zimmer!«, befahl sie Rosa.

Dann griff sie nach den über dem Herd hängenden Topflappen, zog die schwere gusseiserne Form heraus und knallte sie auf den Küchentisch.

Hastig riss das Schachchen seine Stricksachen an sich. Auch der Vater brachte das schwarze Kassabuch, in dem er – wie jeden Abend – seine Buchhaltung machte, vor dem spürbaren Furor seiner Ältesten in Sicherheit. Niemand sagte etwas.

Chaja verspürte eine unglaubliche, unbeschreibliche Wut in sich toben und wusste einfach nicht, wohin mit diesem Gefühl.

KAPITEL 2

Krakau 1894

Das Schadchen blieb hartnäckig und präsentierte in immer kürzeren Abständen neue Heiratskandidaten, doch nicht für einen von ihnen konnte Chaja sich erwärmen. Sie wollte eines Tages aus Liebe heiraten – so, wie sie es in den vielen Romanen von Frau Steuermann gelesen hatte – und wünschte sich einen Mann, der sie respektierte, von Herzen liebte, auf Händen trug und sie anbetete.

Einmal ließ sie sich hinreißen und fasste ihre Vorstellungen beim gemeinsamen Abendessen in leidenschaftliche Worte. Wie gebannt hingen Paulina, Regina, Rosa und sogar die kleine Erna an ihren Lippen. Und Stella? Die hatte Tränen in den Augen. Warum weinte sie? War sie von den Worten ihrer ältesten Schwester so ergriffen?

In diesem Moment wurde die Küchentür aufgestoßen. Die Schwestern fuhren ertappt auseinander.

Da stand der Vater auch schon mitten im Raum, hochrot im Gesicht.

»Was redest du da für einen Unsinn?«, brüllte er Chaja an. »Setz deinen Schwestern nicht noch mehr Flausen in

den Kopf. Das hast du alles aus den verdammten Büchern von nebenan.«

»Steuermanns sind schon vor fünf Jahren aus dem Kazimierz weggezogen, in ihre neue große Villa am Stadtpark«, wagte Chaja anzumerken. »Ich habe damals sämtliche Bücher zurückgegeben.«

»Nun holst du dir andere aus der Bibliothek«, brüllte der Vater weiter. »Meinst du, ich habe nicht mitbekommen, wie du dich immer davonschleichst? Glaubst du wirklich, ich weiß nichts von deinen heimlichen Abstechern zur Universität? Du bist erkannt worden, da hat dir auch deine lächerliche Studentenmütze nichts genutzt. Das Schadchen hat dich gesehen, und zwar nicht nur einmal.«

Erschrocken starrten die jüngeren Schwestern sie an. Von alledem hatten sie nichts geahnt. Außer Stella vielleicht, aber die konnte schweigen. Sie wusste so einiges über Chajas heimliche Wünsche und Sehnsüchte, hatte aber auch längst ihre eigenen.

»Im Schuppen habe ich gerade dein Versteck entdeckt. Schaut mal, was ich da gefunden habe!« Aus dem groben Leinenbeutel, den er über der Schulter trug, zog der Vater die ledernen Stiefeletten und die Studentenmütze hervor. Das Geschenk von David.

Zufällig waren sie sich vor zwei Jahren auf dem Hauptmarkt wiederbegegnet, wo Chaja sich ausnahmsweise an einem Limonadenstand eine Brause geleistet hatte. Sie war gerade, schwer beladen mit Kartoffeln, Kohl und Möhren, von ihrem wöchentlichen Einkauf auf dem Gemüse-

markt gekommen und hatte nur noch zum Fischstand gemusst.

Hoffentlich sind die Maränen noch nicht ausverkauft, dachte sie gerade, da stand er plötzlich vor ihr. Fast drei Jahre hatten sie einander nicht mehr gesehen.

»Groß bist du geworden«, stellte Chaja staunend fest, als sie ihren Freund aus Kindertagen erblickte. »Ein richtiger Mann.«

»Und du eine hübsche junge Frau, Chaja«, erwiderte er lächelnd.

»Aber leider nicht gewachsen! Ich bleibe einfach so klein.« Chaja seufzte kläglich. Der Freund aus Kindertagen lächelte, denn er kannte diese Klage schon von damals.

»Dem könnte man rasch Abhilfe verschaffen«, entgegnete er fröhlich, riss sich seine Studentenmütze vom Kopf und stülpte sie kurzerhand Chaja über.

»Was machst du da?« Es war eine instinktive Geste, mit der sie die Mütze wieder vom Kopf nahm, ihr Haar im Nacken zusammenfasste, es zu einem leichten Knoten drehte, ihn nach oben schob und die Mütze wieder daraufsetzte. »Wie sehe ich aus?«, fragte sie dann, ohne die Antwort auf ihre erste Frage abzuwarten.

David trat einen Schritt zurück und musterte sie von Kopf bis Fuß.

»Der Rock müsste weg, die Jacke geht«, urteilte er. »Also, bis zur Taille könntest du wirklich als ein fleißiger Primaner kurz vor der Matura durchgehen. Für einen Studenten müsstest du dir jedoch vielleicht einen kleinen Bart zulegen«, fügte er scherzend hinzu.

»Mach dich nur über mich lustig. Wie gerne würde ich die Matura machen! Wie gerne würde ich studieren!«, sagte Chaja sehnsüchtig. »Hast du denn deine Matura?«

»Schon längst. Ich habe sogar bereits das Physikum hinter mir und bin jetzt *candidatus medicinae*«, verkündete der Freund aus Jugendtagen und warf sich stolz in die Brust. »Nächsten Sommer geht es endlich nach Wien.«

»Hast du es gut! Wie sehr ich dich darum beneide«, sagte Chaja. »Aber Frauen können ja nicht studieren.«

»Das stimmt nicht mehr«, widersprach David fröhlich. »Hier an der Jagiellonen-Universität sind Frauen schon seit drei Jahren zum Studium zugelassen. Ist das nicht toll? Eine der ältesten Universitäten Europas lässt als eine der ersten das weibliche Geschlecht zum Jura- und Medizinstudium zu.«

»Wie gerne würde ich Medizin studieren! Aber ohne Matura? Mein Vater hat mich ja nur eine Schule besuchen lassen, bis ich dreizehn war«, erinnerte Chaja ihn traurig.

»Eine Schande ist das! Dabei bist du doch so ein kluges Mädchen, das haben meine Eltern immer wieder gesagt.«

»Wirklich?«

David antwortete nicht sofort. Nachdenklich ließ er den Blick über die Fassade des Universitätsgebäudes wandern, vor dem sie standen.

»Die Universität lässt auch Gasthörer zu«, sagte er schließlich.

»Was ist das denn?«, fragte Chaja verständnislos.

Nachdem ihr David das erklärt hatte, begleitete er seine alte Freundin nicht nur bis zum Fischstand, sondern auch

noch ein ganzes Stück Richtung Kazimierz und bestand darauf, ihren schweren Weidenkorb zu tragen. In dieser Zeit erörterte er Chaja seinen Plan.

Sie hatten fast zwei Drittel ihres Heimwegs hinter sich, als die Turmuhr der Marienkirche schlug.

»Schon drei Uhr«, stellte David erschrocken fest. »Da muss ich mich aber sputen. In einer Viertelstunde beginnt meine Anatomievorlesung im Audimax. Aber es bleibt dabei: Nächsten Dienstag treffen wir uns um halb vier hinter dem Hauptgebäude. Da steht eine alte Remise, die nicht abgeschlossen ist; darin kannst du dich umziehen. Ich bringe dir eine meiner alten Schuluniformen mit, die Hose müsste dir passen.«

So hatte es begonnen, das Verkleidungsspiel. Riskant und spannend zugleich. Bislang war es gut gegangen. Chaja hatte viel gelernt in dieser Zeit. David lebte mittlerweile in Wien, um dort sein Studium fortzusetzen. Aber auch ohne seine Mithilfe war es ihr immer wieder gelungen, sich in den Hörsaal zu schmuggeln. Inzwischen hatte sie schon einen ganzen Stapel von Heften angesammelt, in denen sich ihre Mitschriften der Vorlesungen befanden. Sie war so stolz auf diesen Wissensschatz!

Und nun stand ihr brüllender Vater vor ihr und hielt ihr wutschnaubend ein Paar Stiefeletten vor das Gesicht.

»Wo hast du diese Hurenschuhe her? Sag es! Wie oft warst du damit in der Stadt? Na los, raus mit der Sprache!«, brüllte er.

Chaja schwieg.

»Leugnen ist zwecklos! Du bist gesehen worden.«

Hinter Chajas Rücken kauerten sich ihre Schwestern ängstlich zusammen.

»Du wirst damit nicht mehr in die Stadt gehen. Du wirst dich überhaupt nirgendwo mehr hinschleichen. Du stehst unter Arrest! Ich verbiete dir, fortan das Haus alleine zu verlassen. Ab sofort bleibst du nur noch in der Küche, auch im Laden will ich dich nicht mehr sehen. Und diese verdammten Hurenschuhe ...«

Er riss die Tür des Küchenherds auf, in dem wie gewohnt eine kräftige Flamme loderte, und warf das Stiefelpaar hinein.

»O nein!«, stöhnten die Schwestern hinter Chaja.

»Und diese Kappe gleich dazu«, schrie der Vater und schmiss Davids Studentenmütze hinterher. Die Flammen schlugen höher, es begann zu knistern und unangenehm zu riechen.

»Oh nein!«, stöhnten die Schwestern erneut.

Chaja straffte die Schultern. Hoch erhobenen Hauptes ging sie zum Waschbecken und zog das Fußbänkchen hervor, das sie benötigte, um an die oberen Fächer der Küchenschränke zu gelangen.

Sie hob es hoch, drehte sich um und ließ es mit einem lauten Knall direkt vor die Füße ihres Vaters fallen. Mit angehaltenem Atem verfolgten die jüngeren Schwestern das Geschehen.

Chaja stieg auf das direkt vor ihrem Vater stehende Fußbänkchen. Auge in Auge standen Vater und Tochter sich jetzt gegenüber.

»Du hast meine besten Schuhe verbrannt, du hast mich vor den Augen meiner Schwestern gedemütigt, und du hast mich beleidigt. So lasse ich nicht mit mir umspringen. Das war das letzte Mal, dass ich mich von dir habe anbrüllen lassen«, sagte sie und schaute ihrem Vater fest in die Augen.

Er versuchte, ihrem Blick standzuhalten, hielt es aber nicht lange aus. Stattdessen drehte er sich um und wandte sich zum Gehen.

»Ich werde dich nicht mehr anbrüllen müssen«, sagte er, den Türknauf schon in der Hand. »Das wird in Zukunft ein anderer übernehmen. Ich habe mich mit Levins Eltern arrangiert. Er hat schon vor Wochen um deine Hand angehalten. Du wirst ihn heiraten, ob du willst oder nicht. Die Hochzeit ist am übernächsten Wochenende, am Sonntag.«

»Ich werde nicht heiraten, und den dicken Levin schon gar nicht. Der ist dumm und stinkt!«, kreischte Chaja.

»Du wirst, Tochter, du wirst«, erwiderte Hertzels Rubinstein und verließ türknallend die Küche.

Tatsächlich war die Trauung bereits für den folgenden Sonntag in der benachbarten Synagoge anberaumt.

Als dort gegen vier Uhr nachmittags der Bräutigam mit seiner Familie sowie die ersten Gäste eintrafen, stieg Chaja gerade am Wiener Hauptbahnhof aus dem Zug.

KAPITEL 3

An Bord der Prinzregent Luitpold 1896

Helena betrat den Speisesaal und begab sich an ihren gewohnten Tisch. Mittlerweile hatten sich die Passagiere an ihren Anblick gewöhnt und tuschelten nicht mehr hinter vorgehaltener Hand über diese allein reisende junge Frau. Das war bei Antritt ihrer Reise vor sechs Wochen ganz anders gewesen.

Im Nachhinein fühlte sich Helena ihrem Onkel John zu tiefer Dankbarkeit verpflichtet. Der älteste Bruder ihrer Mutter, der als junger Mann nach Australien ausgewandert war, hatte es inzwischen in Melbourne als Juwelier zu beachtlichem Wohlstand gebracht. Zwei seiner Brüder waren ihm gefolgt. Vielleicht hatten die drei ja auch zusammengelegt, um ihrer Nichte eine Überfahrt erster Klasse auf der *Prinzregent Luitpold* zu ermöglichen.

Mehr als dreißig Jahre lag deren Abschied von Europa mittlerweile zurück. Zwanzig Geschwister waren sie einst im Hause Silberfeld in Galizien gewesen, doch das Leben hatte sie in alle Himmelsrichtungen verstreut. Augusta, Helenas Mutter Gitel, war die Einzige, die im heimischen

Krakau verblieben war und dort auch ihren Mann gefunden hatte. Sie lebte immer noch im gleichen Haus des jüdischen Viertels, in dem ihre älteste Tochter Chaja vor nunmehr fast sechsundzwanzig Jahren zur Welt gekommen war.

Nein, nicht Chaja! Schon längst nicht mehr Chaja!

Mit Betreten der Gangway des erst zwei Jahre alten Auswandererschiffs im Hafen von Genua hatte Helena sich kurzerhand eine neue Identität zugelegt. Mit der alten Chaja aus dem Kazimierz wollte sie nichts mehr zu tun haben.

»Das Geburtsdatum ist falsch«, behauptete Chaja, nachdem der Beamte des Auswandererbüros die Passagierliste überprüft und ihre Daten laut vorgelesen hatte.

Überrascht schaute er sie an.

»Ich bin doch keine alte Frau von fünfundzwanzig Jahren, sondern gerade erst zweiundzwanzig geworden.«

Der Beamte musterte sie mit einem prüfenden Blick.

»Der Vorname Chaja stimmt auch nicht«, fuhr Helena fort. »Das muss ein Schreibfehler sein. Ich heiße Helena!«

»Helena und gerade erst zweiundzwanzig Jahre alt«, wiederholte der Beamte und schaute sie wieder an.

Chaja erwiderte seinen Blick und hielt ihm so lange stand, bis er die Augen niederschlug. Achselzuckend beugte er sich über die Passagierliste und änderte die Daten.

Chaja atmete tief durch. Eine weitere Hürde war genommen.

Die Fälschung ihrer eigenen Papiere hatte Chaja bereits selbst vorgenommen: mit Akribie und Sorgfalt im Antwerpener Kontor ihres Onkels Nathan, bei dem sie vor ihrer

endgültigen Abreise für ein paar Tage Zwischenstation eingelegt hatte.

Obwohl es die Geschwister Silberfeld in alle Himmelsrichtungen versprengt hatte, war der Faden zwischen ihnen niemals abgerissen. Sie lebten auf verschiedenen Kontinenten, was für sie jedoch nicht bedeutete, dass sie sich nicht mehr als eine Familie fühlten. Im Gegenteil. Auch wenn die Post monatelang brauchte, hielten die Silberfelds eine regelmäßige Korrespondenz miteinander aufrecht. In Europa hatten sie sich auf Krakau, Wien, Berlin und Antwerpen verteilt.

War das immer ein Ereignis, wenn einer der schweren Briefe mit den bunten Briefmarken im Hause Rubinstein eintraf und die Schar der Schwestern in helle Aufregung versetzte! Es waren Nachrichten aus einer anderen Welt. Alle fünf Jahre leistete sich einer von Gitels Brüdern den Luxus, der alten Heimat einen Besuch abzustatten. Stets machten sie noch Station in Antwerpen, Berlin und Wien, ehe sie in Krakau eintrafen.

Dort logierten sie natürlich direkt am Rynek Główny, im besten Hotel am Platze. Nicht im Traum hätten sie daran gedacht, sich im jüdischen Viertel ein Quartier zu suchen oder sich gar bei den Rubinsteins einzuquartieren.

Der *Kaiserhof* bot all den Luxus des Fin de Siècle, der im fernen Melbourne noch längst nicht selbstverständlich war. Chaja konnte sich genau an jeden einzelnen Besuch von Onkel Jakob, Onkel Wolf und Onkel Ari, die sich in ihrer neuen Heimat längst anders nannten, erinnern. Bei jeder ihrer Abreisen hatten sie ein Stück von Chajas Herz

mit sich genommen, ihr dafür Sehnsucht und Fernweh zurückgelassen.

»Mademoiselle, was wünschen Sie heute zu speisen?«, erkundigte sich der ältere Kellner beflissen. »Wir haben heute Seezunge in Sauce mousseline, davor vielleicht eine Mockturtlesuppe?«, schlug er vor.

Jäh aus ihren Erinnerungen gerissen, schaute Helena ihn etwas verwirrt an. Ihr Blick wanderte über den Tisch.

»Nur ein Gedeck?«, stellte sie erstaunt fest.

»Mademoiselle werden heute das Mittagessen alleine einnehmen müssen. Die anderen Herrschaften haben sich leider noch nicht von ihrer Seekrankheit erholt und werden auf ihren Kabinen bleiben«, erklärte der Kellner der *Prinzregent Luitpold*.

Helena ließ ihren Blick durch den Speisesaal wandern. Erst jetzt fiel ihr auf, dass die meisten der eingedeckten Tische nicht besetzt waren.

»Oh, das tut mir aber leid, ich werde die Gesellschaft von Lady Suzanna und ihrem Gatten vermissen«, erklärte Helena bedauernd. »Seltsam, dass ich noch nicht seekrank geworden bin.«

»Mademoiselle sind eben, mit Verlaub gesagt, aus einem anderen Holz geschnitzt«, erwiderte der Kellner.

Wie meinte er das? Helena warf ihm einen misstrauischen Blick zu. Wollte er damit auf ihre Herkunft anspielen?

Aber er verneigte sich ehrerbietig und schaute sie dabei so wohlwollend an, dass ihr aufsteigendes Misstrauen im

Keim erstickte. Nein, dieser alte Mann war ihr überaus wohlgesonnen, hatte sie vom ersten Tag ihrer Schiffsreise an unter seine Fittiche genommen und sie genauso zukünftig behandelt wie die feine Lady Suzanna. Er war es gewesen, der Helena von ihrem winzigen Katzentisch in der zugigen Ecke direkt neben der Tür geholt und an die Tafel der englischen Herrschaften geleitet hatte.

Höflich hatte er die junge Polin dem distinguierten englischen Ehepaar vorgestellt und diskret an dessen Beschützerinstinkte appelliert. Und tatsächlich war das Experiment gelungen. Der erste Sekretär des Gouverneurs von Queensland und dessen Gattin hatten einen regelrechten Narren an der kleinen, allein reisenden, temperamentvollen jungen Dame aus dem fernen Krakau gefressen.

Dabei war die Verständigung zwischen ihnen gar nicht so einfach. Helena sprach bisher kaum Englisch, beherrschte neben Polnisch und Russisch mittlerweile jedoch sehr gut die deutsche Sprache, die sie im Wiener Singsang, dabei mit rollendem R und jiddischen Einsprengeln sprach, sowie ein passables Französisch. Frau Steuermann hatte sie als Kind bei ihren zahlreichen Besuchen einige Monate darin unterrichtet. Wie so viele Polinnen ihrer Epoche hielt sie Französisch für die einzig zivile Sprache Europas. Außerdem hatte sie Freude an dem aufgeweckten, wissbegierigen Mädchen gehabt.

Ähnlich verhielt es sich nunmehr mit dem englischen Ehepaar. Eigentlich eher versnobt wie viele Angehörige des englischen Landadels, hatten Lady Suzanna und Sir Cecil Villiers ein Faible für ungewöhnliche Menschen – viel-

leicht, weil sie selbst schon etwas spleenig waren. Und die allein reisende Helena war aus ihrer Sicht wirklich ungewöhnlich: Sie war von winziger, fast untersetzter Statur und hatte riesige dunkle Augen sowie einen weißen Teint, der sofort den Neid von Lady Suzanna erweckte, dazu eine unersättliche Lebengier, die sie aber geschickt hinter einem zurückhaltenden Gebaren versteckte. Auf den ersten Blick wirkte Helena fast schüchtern, doch nur, bis sie in ein Gespräch verwickelt wurde.

Wenn sie sich unbeobachtet fühlte, konnte sie auch herzhaft fluchen. Das tat sie, wenn sie sich ärgerte. Und während dieser Seereise ärgerte sie sich über die Grammatik, aber noch mehr über die Aussprache des Englischen. Vorsorglich hatte sie sich für die langen Tage der drei Monate währenden Überreise mit einer Grammatik und einem dicken Wörterbuch versorgt und voller Optimismus sogar zwei Romane von Jane Austen dazugepackt.

Als Zwölfjährige hatte sie die polnischen Übersetzungen von *Emma* und *Stolz und Vorurteil* verschlungen – ganz hinten im kalten, zugigen Schuppen des väterlichen Geschäfts kauern, vor Kälte zitternd, stets voller Angst, bei dieser verbotenen Lektüre erwischt zu werden. Und dennoch hatten sie die Geschichten immer wieder in ihren Bann gezogen. In der kapriziösen, reichen Emma, die sich so lange gegen eine Heirat sträubte und stattdessen lieber die jungen Menschen ihrer Umgebung verkuppelte, wobei sie viel Unsinn anstellte, glaubte sie sogar so etwas wie eine Seelenschwester zu erkennen.

»Nur dass ich leider nicht reich und unabhängig bin wie

Emma«, hatte sie damals verärgert vor sich hin gemurmelt. »Und dass die nicht wie ich sieben jüngere Schwestern hat, die ihr im Nacken sitzen und auf meine bevorstehende Heirat lauern, damit auch sie unter die Haube dürfen.«

Seufzend hatte sie das Buch mit der spannenden Lektüre zugeschlagen und sich nach vorne in den Laden ihres Vaters begeben.

Ganz anders gestaltete sich diese Lektüre während der wochenlangen Seereise auf der *Prinz Luitpold*. Zwei Wochen lang hatte Helena nun schon in ihrer Kabine englische Grammatik gebüffelt, unregelmäßige Verben auswendig gelernt und sogar ein englisches Kinderbuch mit Nanny-Reimen sowie ein Büchlein mit den Grundlagen der Konversation durchgearbeitet.

Letzteres hatte ihre Tante Helene ihr bei der Abreise in Wien hastig zugesteckt.

»Deine Cousine Eva hat drei Kinder, und die werden englischsprachig erzogen. Da kann es nicht schaden, wenn du bei deiner Ankunft bereits über ein paar Grundkenntnisse verfügst«, hatte sie gesagt und sie zärtlich in die Wangen gekniffen. »Pass auf deine Haut auf! Na ja, meine Gittel hat dir wohl genügend Tiegel mit ihrer Zaubercreme eingepackt.«

»Woher weißt du das?« Chaja staunte.

»Das bleibt mein Geheimnis. Nur so viel: Ich weiß noch viel mehr, als du ahnst«, hatte Tante Helene geheimnisvoll erwidert und sie mit sanftem, aber unnachgiebigem Druck in die bereitstehende Droschke vor ihrer Wiener Kürschneerei geschoben.

Und nun saß Helena in ihrem Liegestuhl an Deck des, wie sie inzwischen erfahren hatte, in Danzig gebauten deutschen Reichspostdampfers. Nach ihrem einsamen Mittagessen machte sie es sich darin bequem. Sie zog die karierte Wolldecke, die ihr ein junger Steward vorsorglich gebracht hatte, fester um die Schultern und griff nach dem Roman von Jane Austen, der auf ihrem Schoß lag.

Sie schlug das Buch auf und begann zu lesen. Nein, sie *wollte* lesen, sah die Buchstaben, studierte die Sätze, erkannte sogar einzelne Worte, aber all das wollte sich einfach nicht zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfügen. Wie sehr hatte sie sich auf diese Lektüre gefreut, sie sich sozusagen als Belohnung für die stumpfe Paukerei der englischen Grammatik aufbewahrt. Und nun?

Enttäuscht klappte sie *Emma* wieder zu und griff nach dem zerlesenen Buch, das sie ebenfalls mit an Deck genommen hatte. Ob sie es einmal mit diesen Kinderreimen versuchte?

Wie alt waren eigentlich die drei Kinder ihrer Cousine Eva? Es wäre bestimmt besser, sie auf Englisch begrüßen zu können.

Ob sie mit Eva noch jiddisch oder wenigstens polnisch reden konnte? Ob ihre Cousine die Sprache ihrer Kindheit überhaupt noch beherrschte? Oder hatten sich ihre Verwandten mittlerweile so assimiliert, dass sie ausschließlich englisch sprachen?

Bei den raren Besuchen ihrer Onkel war ihr schon aufgefallen, dass diese mittlerweile Schwierigkeiten hatten, die richtigen Worte zu finden, und häufig lieber ins Hoch-

deutsche oder Englische verfielen. Ob sie mit ihrer eigentlichen Muttersprache gar nichts mehr zu tun haben wollten? Fragen über Fragen, auf die Helena keine Antwort wusste.

Und während sie so darüber nachsann, schlief sie mitten auf der Route durch den neuen Suezkanal ein. Dabei war sie doch gerade auf diese besondere Passage so neugierig gewesen.

Sie erwachte von einem heftigen Windstoß, der ihr den Hut, den sie sich schützend über das Gesicht gelegt hatte, fortriss. Erschrocken fuhr Helena hoch und schloss sofort wieder die Augen, geblendet von dem gleißenden Sonnenlicht. Die Bücher fielen von ihrem Schoß zu Boden. Als sie aufsprang, klappte prompt der Liegestuhl hinter ihr zusammen. Vor ihr schlugen dafür die beiden Bücher auf. Der Wind verfring sich in ihnen, spielte mit den Seiten und stieß sie in bedrohliche Nähe der Reling.

»*Och is mir, a klog zu majne jorn!*«, schimpfte Helena spontan im unvergessenen Idiom ihrer frühen Kindheit und versuchte, die beiden davonstiebenden Bücher einzufangen. Mit ausgestreckten Armen und in gebückter Haltung lief sie hinter ihnen her. Erst vor einem Paar langer, mit feinem englischen Tuch verhüllter Männerbeine kam sie zum Stehen.

Die beiden Bücher hatten sich in dem festen Stoff verfangen. Helena wollte nach ihnen greifen, aber eine schlanke Männerhand kam ihr zuvor.

Helena richtete sich auf.

»Oh, Sir Cecil, das ist mir jetzt peinlich«, stammelte sie, doch der ältere Engländer lächelte sie nur milde an.

»Was ist daran peinlich, *my dear*?«, meinte er gelassen und unterzog die Buchtitel einer genaueren Betrachtung. Ein bisschen blass sah er aus, wirkte noch etwas unsicher auf den Beinen.

»Ich habe Sie bei Tisch vermisst. Geht es Ihnen denn inzwischen wieder besser?«, erkundigte sich Helena beflissen.

»Nun, die heiße Suppe, die mir unser Steward brachte, tat mir sehr gut. Mein Magen hat sich ein wenig beruhigt und besteht nicht mehr darauf, in meinem Inneren auf und ab zu tanzen. Mir wurde es einfach zu eng und stickig in der Kabine. Ich brauchte unbedingt ein bisschen frische Luft.«

Kabine ist gut, dachte Helena. Die haben doch eine ganze Suite für sich!

Insgesamt hundertsechzig Kabinen erster Klasse gab es auf der *Prinzregent Luitpold*, darunter vier Suiten, während sich im Zwischendeck fast tausend Kabinen für weniger Betuchte aneinanderdrängten. Erneut schickte Helena im Geiste einen kleinen Dankesgruß an ihre Verwandtschaft, die es ihr ermöglichte, erster Klasse über das Meer zu reisen.

»Und wie geht es Lady Suzanna?«

»Nun ja, den Umständen entsprechend. Ich habe mich auf Zehenspitzen hinausschleichen können, da sie gerade ein bisschen eingeschlummert ist und meine Anwesenheit nicht vermissen wird.« Er begann in den Büchern zu blät-

tern. »Schon eine sehr vielseitige Lektüre, die Sie sich da vorgenommen haben, Miss Helen«, stellte er belustigt fest.

Er nannte sie immer Miss Helen, weil er Helena zu bombastisch fand. Viel zu groß für so eine kleine Person wie sie.

»Zudem die Helena des Trojanischen Krieges ja eine blonde Schönheit gewesen sein soll«, hatte er beim ersten Mal ironisch hinzugefügt.

»Ich weiß, dass ich weder blond noch eine Schönheit bin«, erwiderte Helena daraufhin pikiert.

»*Oh no, my dear*, so meint er das nicht, er ist manchmal etwas taktlos, *my good old husband*«, protestierte Lady Suzanna prompt. »Wissen Sie, was er noch gestern nach unserem gemeinsamen Abendessen zu mir sagte?«

»Nein«, entgegnete Helena einsilbig und biss sich auf die Unterlippe.

»So wie Sie, *my dear*, könne er sich Schneewittchen vorstellen«, erzählte die englische Lady enthusiastisch.

Ihr Gatte nickte bestätigend. »*White as snow, red as blood and black as ...*«, murmelte er auf Englisch.

»Weiß wie Schnee die Haut, die Wangen rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz das Haar«, zitierte Helena spontan aus dem alten Märchenbuch der Gebrüder Grimm, das im fernen Krakau zum eher kärglichen Bestand der Familienbibliothek der Rubinsteins gehört hatte.

Eigentlich war es doch ein wohlwollender Vergleich. Und wenn er gar von so einem vornehmen englischen Ehepaar kam, war das sehr schmeichelhaft für sie.

Versöhnt hatte Helena Sir Cecil zugelächelt und beschlossen, in Zukunft etwas genauer hinzuhören. Sie muss-

te noch viel lernen, nicht nur Grammatik und Kinder-verse, sondern auch, den englischen Humor zu verstehen und ein Gespür für dessen besondere Ironie zu entwickeln.

»*Emma* von Jane Austen passt ja irgendwie zu Ihnen, Miss Helen, aber was wollen Sie mit *Humpty Dumpty*?«, wollte Sir Cecil nun wissen.

»Ich bin von meiner Familie nach Australien geschickt worden, um meiner frisch geschiedenen Cousine Eva mit ihren drei Kindern beizustehen. Die sprechen aber nur Englisch, habe ich im letzten Brief aus Melbourne erfahren«, erzählte Helena.

»*Divorced, really divorced?*«, vergewisserte sich der ältere Engländer. »Man lässt sich nicht scheiden, schon gar nicht auf dem neuen Kontinent. Da muss man doch erst recht zusammenhalten.«

»Ihr Mann hat sie geschlagen, regelmäßig verprügelt – und das vor den Augen der Kinder«, platzte Helena heraus.

Wenn sie einmal ihre Schüchternheit überwunden hatte, konnte sie sehr redselig sein. Vielleicht sogar zu redselig?

»Oh«, machte der ältere Herr prompt betreten und wechselte geschickt das Thema. »Mögen Sie Jane Austen?«

»Ja, sehr«, bestätigte Helena eifrig. Sie verstand es, sich sekundenschnell auf eine neue Situation einzustellen; das war ihre besondere Begabung. »Ich liebe ihre Bücher, insbesondere *Emma*, weil die Heldin genauso wenig heiraten will wie ich. Bislang habe ich die Bücher nur auf Polnisch und Deutsch gelesen, doch nun will ich es in der Originalsprache versuchen und scheitere kläglich.«

»Inwiefern?«

»Ich verstehe diese Sprache einfach nicht! Wochenlang habe ich in meiner Kabine Vokabeln und Grammatik gepaukt, kenne sogar den Unterschied zwischen *present* und *past perfect*, dennoch kann ich keinen englischen Text verstehen. Außer *Humpty Dumpty*«, schloss sie grimmig. »Dabei wird doch immer behauptet, Englisch sei eine ganz einfache Sprache.«

»Ha! Da irren Sie sich aber gewaltig, Miss Helen.« Sir Cecil lachte auf. »Das ist ein großer Irrtum. Es ist richtig, zu Beginn ist das Englische wirklich einfach. Sich die Grundlagen anzueignen ist gar kein Problem. Und die meisten Menschen begnügen sich damit.«

»Aber das reicht nicht, um Jane Austen zu verstehen«, stellte Helena mutlos fest.

»Sie schreibt ja auch kein Alltagsenglisch, sondern hat einen ganz eigenen, noch dazu hochliterarischen Stil.«

»Der sich mir nicht erschließt. Ich werde mich mit meinem *Pidgin English* zufriedengeben müssen«, meinte Helena resigniert.

»Da sei Lady Suzanna vor!«, entgegnete Sir Cecil und überreichte Helena ihre beiden Bücher. »Sie lesen jetzt erst einmal die ersten Kapitel von *Emma*, streichen alles an, was Sie nicht verstehen, und setzen sich anschließend mit Lady Suzanna zusammen. Es wird ihr eine Freude sein, Ihnen ihre Lieblingsautorin näherzubringen. Außerdem wird es sie von ihrer Seekrankheit ablenken. Und ich werde mit Ihnen bei Tisch englischen Smalltalk üben und überlegen, welche Kinderverse von meiner Nanny ich noch behalten habe. Wir sehen uns morgen im Speisesaal.«

Mit einer kurzen Verbeugung verabschiedete sich der hochgewachsene Engländer von Helena und schritt über Deck in Richtung seiner Außensuite davon.

Überrumpelt starrte Helena ihm hinterher.

»Da werde ich wohl kaum widersprechen«, murmelte sie.

Es geschah so, wie von Sir Cecil Villiers beschlossen und verkündet.

Nach der Passage durch den Suezkanal widmeten sich Lady Suzanna und Sir Cecil den Rest der langen Überfahrt bis Melbourne mit viel Einsatz und Engagement der *education* von Miss Helen. Zwei Monate können ganz schön lang sein, besonders auf einem Schiff, das sich tagelang auf hoher See befindet. Aber Langeweile ließen die beiden selbst ernannten Mentoren nicht aufkommen.

Mit Bleistift und Schreibblock ackerte sich Helena durch *Emma* und schrieb ihre Fragen auf, die sie später ihrer Mentorin stellen wollte. Die Lektionen fanden in einer Ecke der winzigen Schiffsbibliothek statt, in die Lady Suzanna einen Tisch und Stühle für sie drei hatte stellen lassen.

Sir Cecil kramte in seinem Erinnerungsschatz nach vergessenen Kinderreimen. Er bestand darauf, sie Miss Helen zweimal in der Woche zu diktieren, damit sie diese anschließend auswendig lernen konnte.

»Ich verstehe diese Sprache nicht«, stöhnte Helena.
»Warum könnt ihr Engländer nicht so schreiben, wie ihr sprecht?«

Das wiederum verstand Sir Cecil nicht. »Aber das tun wir doch, *my dear*. Haben Sie schon einmal etwas von Limericks gehört? Also schreiben Sie:

There was a young lady of Niger ...

No, dear, für Sie werde ich variieren, als kleine Referenz an Ihre östliche Herkunft.«

Er deutete eine galante Verbeugung an und begann erneut:

»*There was a young lady of Riga,
who smiled as she rode on a tiger ...*

Schreiben Sie!«

Helena seufzte, griff nach dem Stift und begann, in ihre Kladde zu kritzeln.

Inzwischen hatte sie begriffen, dass das geschriebene »I« im Englischen wie ein »Ei« ausgesprochen wurde, die junge Dame, deren Herkunft Sir Cecil ihr zuliebe nach Riga verlegt hatte, also auf einem Tiger saß. Sie ersparte sich die Bemerkung, dass diese Stadt eigentlich in Lettland, also fast tausend Kilometer von ihrer polnischen Heimatstadt Krakau entfernt, lag. Der Horizont der Engländer, die sie bislang kennengelernt hatte, erstreckte sich auf dem europäischen Kontinent allerhöchstens bis Berlin, deren preußische Bewohner sie gerne als Hunnen bezeichneten. Alles, was geografisch dahinterlag, war für sie schon Asien.

»*They returned from the ride
with the lady inside*

And the smile on the face of the tiger.«

Sir Cecil beendete sein Diktat und schaute ihr kritisch über die Schulter. Helena schrieb eifrig mit und besserte

etliche Male aus, bis sie zufrieden war. Nachdem sie den Text noch einmal überflogen hatte, verstand sie ihn endlich und lachte herzlich.

»*Wonderful, wonderful!*«, freute sich Sir Cecil. »Nur zwei Fehler, außerdem entwickeln Sie einen Sinn für den britischen Humor.«

KAPITEL 4

Melbourne 1896

Den Sinn für Humor – und nicht nur den britischen, sondern vor allem für die Form des Galgenhumors – sollte Helena in der folgenden Zeit bitter nötig haben.

In Melbourne angekommen, hieß es zunächst einmal unmittelbar nach Verlassen des Schiffs, Abschied von den Villiers zu nehmen. Bis ins ferne Queensland stand dem Ehepaar noch eine lange, beschwerliche Reise bevor.

»*My dear*, sollte es Sie jemals dorthin verschlagen, seien Sie versichert, dass Ihnen unsere Tür stets offen steht«, verabschiedete sich Lady Suzanna von ihr.

Der Gatte nickte bestätigend. »*Hope to meet you again, wherever and whenever.*«

»Eines Tages und irgendwo ganz bestimmt«, bestätigte Helena und schaute sich unruhig um.

»Dass Sie gar nicht abgeholt werden, *dear*«, sorgte sich Lady Suzanna.

»Du weißt doch, wie umtriebiger das Hafenleben ist, Suzanna«, sagte Sir Cecil beschwichtigend.

»Mein Onkel wird ganz sicher kommen«, behauptete

Helena voller Zuversicht. Die Villiers winkten ihr noch einmal zu, dann rückte Lady Suzanna ihren breitkrempigen Sonnenhut zurecht und stieg in eine Kutsche, die bereits am Hafenkai auf sie wartete. Ihr Mann folgte ihr, und sie rollten davon.

»Bye, bye«, murmelte Helena wehmütig.

Die beiden waren ihr in den vergangenen Wochen doch sehr ans Herz gewachsen. Wie besorgt sie um sie gewesen waren, wie zugewandt und teilnahmsvoll. Dabei hatten sie nie neugierig gewirkt, sondern interessiert an ihr, an ihrer Person, ihren Plänen und ihrem Werdegang.

Aber hatte sie überhaupt Pläne? Bislang glich ihre Reise immer noch mehr einer Flucht ...

Oder war es nicht sogar schon eine Verbannung? Eigentlich hatte ihre gesamte Familie sie doch mehr oder minder nach Australien abgeschoben.

Andererseits: Wurde sie hier nicht gebraucht? Wenn dem aber so war, warum zeigte sich bislang noch niemand von ihrer Verwandtschaft hinter dem Pavillon des Einwandererbüros, wo die Ankömmlinge aus Europa auf die Herausgabe ihres Gepäcks warteten?

Stauend beobachtete Helena, wie immer mehr Menschen aus dem Inneren der *Prinzregent Luitpold* herausquollen. Es waren graue, gebückte Gestalten mit fahlen Gesichtern. Rufe in den verschiedensten Sprachen drangen an ihr Ohr. Lautes Kindergeplär, schrilles Schimpfen aufgeregter Mütter und Flüche bärtiger Männer, die versuchten, ihre Familien zusammenzuhalten.

Nicht ein einziges Mal hatte sich Helena in den drei

Monaten der Überfahrt dem Zwischendeck des Reichspostdampfers genähert. Ihr väterlicher Kellner hatte es ihr strikt verboten.

»Das ist einfach nichts für Sie, Mademoiselle«, hatte er behauptet. »Halten Sie sich besser an die Villiers und die anderen Gäste der ersten Klasse.«

Für diese waren die Passagiere des Zwischendecks überhaupt nicht vorhanden gewesen. Man hatte deren Existenz schlichtweg ausgeblendet.

Als hoher Regierungsbeamter war Sir Cecil mit seiner Gattin natürlich bevorzugt abgefertigt worden. Helena brachte die bürokratische Prozedur der Einwanderungsformalitäten gleichfalls recht zügig hinter sich. Der Name Chaja war endgültig aus ihren Papieren getilgt, stellte sie mit Genugtuung fest.

Es war Helena Rubinstein, die im Frühsommer des Jahres 1896 zum ersten Mal ihren Fuß auf australischen Boden setzte. Und diese Helena war noch keine fünfundzwanzig Jahre alt, sondern gerade erst zweiundzwanzig geworden. So stand es in ihren Papieren. Dann musste es auch stimmen.

Drei Stunden später hatte sich der Pulk der Einwanderer aufgelöst, nur Helena stand noch immer am Kai. Nein, dass man ihr den roten Teppich ausrollen würde, hatte sie kaum erwartet. Aber sie stundenlang in der gleißenden Sonne warten zu lassen war einfach keine Art.

Endlich tauchte ein abgehetzter, verschwitzter älterer Mann auf. Es dauerte eine Weile, bis sie ihn als ihren

Onkel Wolf – nein, Bernhard, wie er sich in der neuen Heimat nannte – erkannte. Aber eigentlich hätte sie doch Onkel John abholen sollen. So war es zumindest brieflich vor einem halben Jahr vereinbart worden.

»Wo ist John?«, fragte sie.

»In Europa, geschäftlich in Antwerpen. Er musste letzten Monat ganz schnell aufbrechen«, entgegnete Bernhard kurz.

Befremdet schaute Helena ihn an.

»Komm schon, komm schon«, rief er ihr ungeduldig zu, ohne sich Zeit für eine angemessene Begrüßung zu nehmen. »Unser Zug geht in einer knappen Stunde. Eva wartet schon, und ich kann das Geschäft nicht so lange geschlossen lassen, sonst wandert meine Kundschaft zur Konkurrenz ab. In unserer Straße reiht sich schon Laden an Laden.«

Er griff nach einem ihrer Koffer und wollte davoneilen.

»Gibt es denn so viele Juweliere in Melbourne?«, erkundigte sich Helena verwundert.

»Melbourne, Juweliere?«, wiederholte ihr Onkel, setzte den Koffer ab und schaute irritiert auf seine Nichte herab.

»Wie kommst du auf Juweliere in Melbourne?«

»So hast du es in Krakau immer erzählt«, erinnerte ihn Helena.

»Das habe ich niemals erzählt, vielmehr habt ihr es geglaubt, weil ihr euch gewünscht habt, dass ich genauso erfolgreich wie mein Bruder Jakob bin. Da habe ich eben nicht widersprochen, doch ich habe immer nur von meinem Shop, meinem Geschäft gesprochen.« Er griff wieder

nach ihrem Koffer. »Komm schon«, forderte er Helena auf. »Ich habe es eilig, und Eva wartet auf dich. Wir haben noch gut zwei Tage Bahnfahrt vor uns.«

»Wie bitte?«, fragte Helena verständnislos.

So gut sie konnte, versuchte sie mit ihm Schritt zu halten. Am Ende des Hafengeländes angekommen, winkte er eine der wartenden Droschken heran.

»Bringen Sie uns zum Bahnhof«, rief er dem Fahrer zu, verstaute das Gepäck und zog seine Nichte ungeduldig in die Kalesche.

Genauso schnell ging es dann am Bahnhof. Helena hatte gar keine Gelegenheit, überhaupt Fragen zu stellen, sondern war vollauf damit beschäftigt, ihrem umherhastenden Onkel auf den Fersen zu bleiben. Sie war zu verwirrt, um seinen Erklärungen zu folgen, konnte in seinem Wortschwall lediglich die Namen Eva, Aaron, Joel und Alisha ausmachen. Und »Coleraine, Coleraine, Coleraine« wiederholte er unablässig. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie endlich begriff, dass damit das Ziel ihrer Bahnreise gemeint war.

Erschöpft saß Helena zwei Stunden später ihrem Onkel in einem Eisenbahnwaggon auf einer unbequemen Holzbank gegenüber. Während er noch immer unaufhörlich auf sie einredete, nutzte Helena die Gelegenheit, um Bernhard einer gründlichen Betrachtung zu unterziehen. Sie war entsetzt!

Dieser verschwitzte, bärtige Mann hatte mit dem distinguierten, gepflegten Herrn, der so gerne im maßgeschnei-

derten Anzug im Krakauer *Kaiserhof* residiert hatte, überhaupt nichts zu tun.

»Wann warst du eigentlich das letzte Mal zu Hause?«, unterbrach sie seinen Redeschwall.

»Zu Hause?«, wiederholte er verduzt.

»Ja, in Krakau, bei meinen Eltern und Schwestern?«

»*No*, das mag schon sieben Jahre her sein, wenn nicht mehr.«

»Und wann haben wir uns das letzte Mal gesehen?«, wollte Helena wissen.

»Nun, wenn du es nicht weißt, weiß ich es auch nicht.«

»Ich weiß es ganz genau, es war vor meiner Abreise nach Wien. Du hast mich im Café am Rynek zu einer heißen Schokolade eingeladen«, erinnerte Helena ihn.

»Und drei Tage später warst du abgehauen, hast die ganze Hochzeitsgesellschaft und deinen armen Vater auf den Kosten sitzen lassen. Was für ein Skandal, was für ein Schlamassel! Ich habe ihm finanziell unter die Arme greifen müssen.«

»Das tut mir leid«, entgegnete Helena. Sie fühlte sich plötzlich unbehaglich.

»Macht nichts, kannst es ja jetzt wiedergutmachen. Schließlich wirst du mich ja im Geschäft unterstützen.«

»Ich denke, ich soll Eva mit ihren Kindern und im Haushalt helfen«, sagte Helena überrascht. »Und zwar in Melbourne. So war es doch brieflich vereinbart.«

»Das schon, aber die Dinge ändern sich«, lautete die vieldeutige Antwort ihres Onkels. »Eva wohnt inzwischen bei mir in Coleraine. Sie konnte nicht alleine in Melbourne

bleiben, wenn John monatelang auf Geschäftsreise geht. Das schickt sich nicht für eine geschiedene Frau. Umso mehr freut sie sich nun auf deine Gesellschaft und die neuesten Nachrichten aus Europa.«

Viel gesehen von Melbourne hatte Helena bei ihrer Ankunft nicht, aber zumindest einen ersten Eindruck gewonnen. Es wirkte wenigstens schon einigermaßen städtisch. Coleraine hingegen war ein Nest, in dem es weder befestigte Straßen noch Bürgersteige gab. Doch es existierte bereits so etwas wie eine Geschäftsstraße, in der sich mehrere Läden aneinanderreiheten.

Das Geschäft von Onkel Bernhard in der Whyte Street 106 stellte sich mehr oder minder als ein Gemischtwarenladen heraus. Letztendlich unterschied er sich kaum von dem Laden ihres Vaters im Kazimierz. Auch hier gab es eine Eisenwaren- und Werkzeugabteilung. Besonders stolz war der Onkel auf die winzige Ecke, in der er einige Brillen zum Verkauf anbot. Großspurig bezeichnete er sich daher als Optiker, nur von Juwelier konnte beim besten Willen keine Rede sein.

Nebenbei betätigte er sich auch noch als Schafzüchter. Aber das war nichts Besonderes. Schafe züchteten offenbar fast alle Bewohner Australiens.

Obwohl das Geschäftshaus – ein großer Ziegelbau mit einer umlaufenden weißen Veranda – noch im Stadtbezirk Coleraine stand, befand sich der Outback in unmittelbarer Nähe. Daher gaben sich, neben der nachbarschaftlichen Laufkundschaft, auch die Farmer und Schafzüchter der

Umgebung in Onkel Bernhards Laden die Klinke in die Hand.

Von Helena erwartete er, dass sie jeden Morgen um Punkt sieben hinter dem Verkaufstresen stand.

»Wie soll ich mich da noch um die Kinder kümmern?«, protestierte Helena.

»Das ist nicht mein Problem«, lautete die lapidare Erwiderung.

Die Begegnung mit ihrer Cousine Eva entpuppte sich als weitere Enttäuschung. Eva war noch keine dreißig, sah aber aus wie eine unzufriedene Endvierzigerin, deren Lebensinhalt aus Jammern und Schimpfen bestand. Der Vater ihrer drei Kinder, Joel senior, war von einer Geschäftsreise nach Europa nicht zurückgekehrt. Angeblich war er im Hafen von Liverpool in die Fänge einer Bardame geraten und fristete nun sein Dasein als Kellner eines berüchtigten Etablissements.

»Tut mir nicht leid um ihn, jetzt kann er seine *Schickse* verprügeln«, erzählte Eva an einem der ersten Abende nach Helenas Ankunft.

Mithilfe eines englischen Verwandten war es gelungen, aus der Ferne die Scheidung von dem ungeliebten Ehemann durchzusetzen. Doch als geschiedene Frau lag Eva, gemeinsam mit ihren drei Kindern, nun wieder dem Vater auf der Tasche. Der war alles andere als begeistert, aber an Unterhalt von Joel senior war nicht zu denken.

Helena war beinahe genauso alt wie Eva, hütete sich jedoch, ihr wahres Alter preiszugeben. Stattdessen gab sie sich

als unerfahrenes junges Mädchen, das nur entsetzt den Berichten über Evas unglückliche Ehe zu lauschen vermochte.

Dabei wusste sie einiges über die Beziehungen zwischen Mann und Frau, hatte sie doch lange genug in Wien gelebt, wo es vor Erotik und unterdrückter Sexualität nur so knisterte. Bei ihren Boten- oder Spaziergängen war sie häufig genug an Prostituierten vorbeigekommen, die sie entweder unflätig beschimpften, weil sie in ihr Konkurrenz witterten, oder sie liebevoll schalten und ihr empfahlen, sich schleunigst aus diesem gefährlichen Bezirk zu entfernen. Wie oft waren ihr in den engen dunklen Gassen Wiens Männer hinterhergeschlichen und hatten ihr obszöne Schmeicheleien zugeflüstert oder ihr am Naschmarkt unzüchtige Avancen gemacht, ehe es ihr gelang, sie mit Regenschirm und scharfen Worten zu verjagen.

Von solcher Dekadenz und Unzucht war Coleraine weit entfernt. Aber es herrschte Frauenmangel, akuter Frauenmangel. Seit Helena hinter dem Verkaufstresen stand, kamen immer mehr Kunden in den Laden, was Onkel Bernhard wohlwollend registrierte.

»Du lockst mir die Männer an«, stellte er fest, nicht ohne hinzuzufügen: »Sei auch immer schön freundlich und zuvorkommend zu ihnen, Chaja.«

»Nenn mich noch einmal Chaja, dann hast du mich das letzte Mal in deinem Laden gesehen«, entgegnete Helena. »Außerdem kann ich in Zukunft erst später kommen, denn Eva besteht darauf, dass ich ihr nach dem Frühstück die Haare mache und beim Anziehen helfe.«

Und das war eine Prozedur! Es dauerte seine Zeit, bis

Helena ihre Cousine, die nach drei Geburten rundlich geworden war, in ihrem Korsett so fest eingeschnürt hatte, dass wieder eine Taille erkennbar wurde.

»Als ich jung war, hatte ich auch so eine Wespentaille wie du«, sagte sie neidisch zu ihrer jüngeren Cousine. »Warte nur ab, bis du einmal Kinder hast, dann ist es bei dir damit auch vorbei.«

Schweigend zog Helena die Schnüre des Korsetts noch ein bisschen fester an, bis Eva vor Schmerz stöhnte.

Onkel Bernhard nahm Helenas Ankündigung, fortan morgens später im Geschäft anzutreten, zwar murrend, aber ohne weiteren Protest entgegen. Hinter ihrem Rücken jedoch entbrannte ein heißer Kampf zwischen Vater und Tochter über Helenas Arbeitseinsatz.

Harte Arbeit war Helena gewohnt; schon von klein auf und auch aus dem Pelzgeschäft ihres Onkels, in dem sie die verwöhnten Wienerinnen stets zuvorkommend bedient hatte. Was für ein Unterschied zu ihrer jetzigen Kundschaft, die meist aus grobschlächtigen, ungehobelten Burschen bestand, die sie unverhohlen musterten und ihre lüsternen Blicke ungeniert über Helenas Körper wandern ließen. Sie hasste es so sehr, diesen Blicken tagtäglich ausgesetzt zu sein, dass sie richtig froh war, künftig erst ab zehn Uhr vormittags hinter dem Ladentresen stehen zu müssen. Dafür musste sie sich nun umso länger Evas Tiraden anhören.

»Helena, warum kommst du jetzt erst?«, erklang die klagende Stimme ihrer Cousine, sobald sie die Wohnungstür öffnete. »Alisha müsste längst im Bett sein.«

»Warum bringst du sie nicht zu Bett?«, rief Helena gereizt zurück.

Wie üblich hatte sie bis acht Uhr abends im Geschäft des Onkels gestanden. Eine Pause gab es natürlich nicht. Helena gelang es immer nur kurz, im Hinterraum des Geschäfts hastig einen Schluck kalt gewordenen Tee zu trinken und sich ein paar vertrocknete Kekse in den Mund zu stopfen. Und auch wenn sie nach diesen anstrengenden Stunden erschöpft aus dem Geschäft zurückkehrte, war es ihr nicht vergönnt, unbemerkt in ihr Zimmer zu schlüpfen, um sich einmal auszuruhen oder in Ruhe etwas zu essen.

»Keine Zeit, ich muss mich rasch fertig machen, weil ich wieder den ganzen Nachmittag mit Migräne im Bett lag und mich gar nicht hübsch machen konnte«, klagte Eva. »Kannst du mir nicht die Haare richten?«

»Ich soll doch Alisha ins Bett bringen«, rief Helena entnervt und schüttelte die beiden Jungs ab, die ihr jeden Abend schon im Flur auflauerten.

Die achtjährigen Zwillinge Aaron und Joel hatten nichts als Unsinn im Kopf. Ständig steckten sie die Köpfe zusammen, um sich neue Streiche für ihre fremde Tante auszu-denken. Gegenüber ihren jüngeren Schwestern war Helena eine resolute Erzieherin gewesen, doch was die drei Kinder ihrer Cousine anbelangte, war sie rasch mit ihrem Latein am Ende.

Die fünfjährige Alisha war ein unablässig quengelndes, plärrendes Gör. Bekam sie nicht ihren Willen, setzte sie eine Heulsirene ein, die so schrill war, dass man ihr so schnell wie möglich ihren Wunsch erfüllte. So war sie es

inzwischen gewohnt, dass jeder tat, was sie verlangte. Anfänglich hatte Helena versucht, dagegen anzusteuern, doch bereits nach kurzer Zeit hatte sie aufgegeben – auch weil ihr Eva grundsätzlich in den Rücken fiel und Helenas Anordnungen auf der Stelle widerrief.

»Hüüüaaa, hüüüaaa!«, schrien die Zwillinge, umklammerten ihren Rücken mit den Beinen und versuchten, sie mit einer imaginären Peitsche anzutreiben. »Hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp!«

Mit einem scharfen Ruck befreite sich Helena von den beiden Plagegeistern.

»Tante Helena, aaaabputzen, aaaabputzen!«, schallte es ihr aus der offen stehenden Toilettentür neben dem Badezimmer entgegen.

»Alisha hat in die Hose gemacht, Alisha hat in die Hose gemacht, Hosenscheißer, Hosenscheißer!«, grölten Aaron und Joel, während sie sich anschickten, ihre Tante erneut anzuspringen.

»Gaaa' nich', gaa' nich', stimmt doch gaa' nich', ich war ganz richtig auf Toilette«, plärrte es aus dem Bad.

»Gaaa' nich', gaa' nich', stimmt doch gaa' nich'«, äfften die Brüder ihre kleine Schwester nach und setzten zum erneuten Sprung auf Helena an.

Nun reichte es ihr aber! Sie richtete sich zu ihrer vollen Größe auf und holte ganz tief Luft.

»Schluss jetzt!!! Ein für alle Mal, Schluss!«, brüllte sie aus voller Kraft. »Ihr geht jetzt sofort auf euer Zimmer und macht eure Hausaufgaben. Ich bringe Alisha zu Bett und komme in einer halben Stunde zu euch, um eure Hausauf-

gaben zu kontrollieren. In der Zwischenzeit wascht ihr euch und macht euch bettfertig. Keinen Mucks will ich mehr von euch hören.«

Verdutzt schauten die Zwillinge sie an. Niemals zuvor hatte Helena sie so angeschrien. Aber es machte Eindruck. Sie zogen die Köpfe ein und trotteten in Richtung ihres Zimmers davon.

Helena beobachtete ihren Abzug. Sie blieb so lange im Flur stehen, bis sie sicher war, dass die Zwillinge die Tür hinter sich geschlossen hatten.

»Helena, meine Haare«, kam es aus dem großen Badezimmer. »Kommst du endlich?«

»Tante Helena, aaaabputzen, kann das nicht ...«, plärrte es aus der danebenliegenden Toilette.

Helena seufzte, strich sich über die Haare und machte sich daran, das dringendste Problem zuerst zu lösen.

Alisha hatte tatsächlich versucht, alleine auf die Toilette zu gehen – und das war schiefgegangen. Sehr schief sogar, insofern hatten die Zwillinge nicht einmal gelogen. Also riss Helena dem weinenden Kind hastig die verschmutzten, übel riechenden Klamotten vom Leib und stopfte sie in einen Wassereimer.

»Du gehst jetzt ganz schnell hinüber ins Bad, damit ich dich abschrubben kann«, befahl sie dem Kind.

Schniefend gehorchte die Kleine und tapste barfuß davon.

»Alisha, wieso bist du nackt, wie siehst du denn aus?«, war prompt der hysterische Aufschrei ihrer Mutter zu hören.

Helena lächelte grimmig und schüttete etwas Sodapulver in den Wassereimer mit der verschmutzten Kinderkleidung, ehe sie sich nach nebenan begab.

Dort saß Eva mit aufgelöster Haarmähne auf einem Hocker vor dem Spiegel des Waschtisches. Angewidert startete sie ihre Tochter an.

»In einer halben Stunde kommt mich Mr Winterbottom zum Dinner abholen. Du musst mir die Haare machen und mir beim Anziehen behilflich sein«, flehte Eva, an ihre Cousine gewandt. »Niemand kann mich so gut einschnüren wie du.«

»Erst das Kind!«, erwiderte Helena kurz, drehte die beiden Wasserhähne der Badewanne auf, prüfte, ob der sprudelnde Strahl von der Temperatur her stimmte, reinigte sich schnell die eigenen Hände und steckte dann den Stöpsel in den Abfluss. Wie gut, dass es in diesem Haushalt bereits fließend Wasser gab und dass Eva noch genug davon im vorgeheizten Badeofen übrig gelassen hatte!

»Hinein mit dir!«, befahl sie ihrer kleinen Nichte.

»Aber heute ist doch gar nicht Freitag«, protestierte Alisha.

»Willst du so dreckig und stinkend ins Bett? Hinein mit dir!«, wiederholte Helena energisch ihren Befehl.

Die Kleine gehorchte, krabbelte in die riesige Wanne und verschwand kichernd unter einem Schaumberg.

»Meine Haare, Helena, meine Haare«, jammerte Eva. »Jetzt ist das Brenneisen viel zu heiß geworden. Wehe, wenn du mir meine Haare verbrennst.«

